



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 26.

Dienstag, 31. Januar

1928.

(25. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Geete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

11.

Konni hatte die Nacht schlecht geschlafen. Seine Gedanken hatten sich unablässig mit den Geschehnissen des gestrigen Tages beschäftigt. In der Stille der Nacht war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß sein Voratz, von Baron Kallwik zu fordern, über seine Begegnung mit Lie nicht zu sprechen, eine Unmöglichkeit sei. Damit hätte er sich selbst und seinem Onkel eine kolossale Blöße gegeben. Man konnte nichts weiter tun, als abwarten, ob sich etwas aus der Sache entwickeln würde.

Er stand auf. Als er aus seinem Zimmer trat, stieß er auf Treu. Der sah blaß und übernächtigt aus.

„Hast du nicht gut geschlafen?“ fragte Konni.

„Kein Auge habe ich zugehen. Ich fürchte, Hede hat sich eine gehörige Erkältung geholt. Sie fiebert.“

Konni erschrak. „Wollen wir doch gleich den Arzt rufen lassen.“

„Hede will ihn nicht. Hede meint, der Anfall wird so vorübergehen.“

Man ging zusammen ins Speisezimmer, wo der Kaffeetisch gedeckt stand. Im Zimmer herrschte eine ungemütliche Temperatur, obgleich der Kamin brannte.

„Legen Sie Buchenscheite nach!“ befahl Treu dem Diener.

Als Kira das getan hatte, bekam er einen Wink, sich zu entfernen.

Konni fühlte, daß der Onkel etwas Besonderes auf dem Herzen hatte.

Dann kam er auch bald damit heraus: „Sag' mal, Konni, du habtest doch vor, zu Eva Braun — ach, was sag' ich — der Baronin v. Kallwik deine Aufwartung zu machen. Könntest du das nicht heute besorgen, und zwar in den ersten Vormittagsstunden? Dann triffst du sie nämlich allein. Ich weiß, daß Kallwik stets des Morgens auf seine Felder reitet und erst kurz vor Tisch zurückkehrt. Du mußt natürlich tun, als wäre dir seine Gewohnheit unbekannt. Deinen Besuch mußt du beiden machen und der alten Baroness Kallwik. Eva wird es schon so einrichten, daß du sie allein sprechen kannst. Dann hörst' doch mal, was sich da gestern getan hat. Du begreifst, daß mir die Chose peinlich ist.“

„Ja, natürlich; aber ich glaube, das Beste wäre, man überginge die Sache mit Stillschweigen.“

Sie sahen sich beide an. In Treus Gesicht kam ein nachdenklicher Zug. Endlich sagte er: „Ja, ja, du hast recht, wenn der Kallwik bloß nicht so ein Schandmaul hätte. Ich bin überzeugt, daß er die tollsten Sachen herum erzählt.“

„Wir können es ihm nicht verbieten, Onkel“, sagte Konni, den es ärgerte, wieviel Aufregung diese an und für sich harmlose Sache seinem Onkel verursachte. Sie beunruhigte ihn ja mehr als Hedens Erkrankung. Er hatte seinen Onkel stets für sehr stolz gehalten, sein Verhalten in dieser Sache ließ das nun nicht erkennen. Die sichtbare Angst, an seinem Ansehen einzubüßen, entwürdigte seine Persönlichkeit. „Ich hätte gerade Lust“, sagte Konni endlich, „meinen Besuch zu einer Zeit zu machen, in der ich sicher bin, Kallwik zu treffen. Ich möchte ihn gern kennenlernen.“

„Bitte sehr, ich habe nichts dagegen.“

Zwischen zwölf und ein Uhr mittags gab Konni v. Holldorf in Arnswalde seine Karte ab. Er wurde von Baron Kallwik und seiner Frau auf das Lebenswürdigste empfangen. Man hatte in der üblichen Art eine Visitenunterhaltung abgesehen, als Konni sich erhob, um sich zu verabschieden. Kallwik wollte ihn nicht gehen lassen.

„Bei uns auf dem Lande ist es nicht gebräuchlich, daß der Besuch uns gleich wieder davonläuft. Sie lassen wir jedenfalls nicht so schnell wieder los, was, Eva?“ Er sah seine Frau lachend an. „Bitte Baron Holldorf, für heute unser Gast zu sein.“

Sie tat es. Konni machte ihre Einladung verlegen, aber es ging nicht gut, sie abzulehnen.

„Wie lange ist's noch bis zu Tisch?“ fragte Kallwik seine Frau.

Sie sah auf die Uhr. „Dreiviertel Stunden.“

„Gut, die wollen wir dazu benutzen, Herrn v. Holldorf in unserer Wirtschaft herumzuführen. Ist's Ihnen recht, Herr v. Holldorf?“

Konni nahm das Anerbieten mit Dank an.

Eva hängte sich in den Arm ihres Mannes, neben dessen großer, mächtiger Gestalt sie wie ein Nippesfigürchen wirkte. Konni ging an ihrer anderen Seite.

„Wie geht es Herrn Lie?“ fragte Kallwik, Konni mit einem verschmitzten Lächeln ansehend. Konnis ernste Miene wahrnehmend, dachte er: Gewiß ist dieser gute Holldorf ebenso ein Pinsel wie sein Onkel Treu. Dann soll er mich aber in Zukunft mit seinen Besuchen verschonen.

Konni sagte, daß Lie sich gestern abend nicht wohl gefühlt habe. Kallwik lachte.

„Kann ich mir denken. Und heute wird er einen gewaltigen Brummhügel haben. Aber an so etwas ist er doch gewöhnt?“

Konni antwortete nicht.

Eva fühlte, daß ihm dies Thema unangenehm war und begann von anderen Dingen zu reden. Aber Kallwik kam doch wieder auf Lie zu sprechen.

Er erzählte Konni von seinem Bekanntwerden mit Lie und daß er sich aufrichtig gefreut habe, ihn hier zu treffen.

Lie ist ein ganz vortrefflicher Mensch“, lobte er.

Man sprach über Lies Unternehmungen, die, wie Kallwik betonte, vollste Anerkennung verdienten.

„Ich habe ihm versprochen, im Frühjahr ein paar Wochen nach Wienrode zu kommen. Meine Frau freut sich schon darauf“, erzählte Kallwik.

„Wann werden Sie in Wienrode sein?“ fragte Eva Konni.

Während der Ostertage.“

Eva sah zu ihrem Manne auf. „Dann richten wir es so ein, Hans Jochen, daß wir mit dem Herrn v. Holldorf zu gleicher Zeit da sind, gelt?“

Über Kallwik's breites, frisches Gesicht flog ein gutmütiges Lächeln. „Natürlich, das machen wir.“

Man ging ins Haus. Kallwik's Schwester kam ihnen entgegen und Konni wurde ihr vorgestellt.

Sie sind mir längst kein Fremder mehr, Herr v. Holldorf", sagte die alte Dame und ihre blauen Augen sahen freundlich zu Konni auf. "Meine Schwägerin hat mir schon oft von Ihnen erzählt."

"Hoffentlich war es immer etwas Gutes, gnädigste Baronin?"

Sie nickte ihm zu. "Nur Gutes, Herr v. Holldorf." Ihre Bäckchen röteten sich und mit ihrer kleinen, schmalen Hand über ihr weißes, schlicht geschaiteltes Haar streichend, sah sie zu Eva hin.

"Willst du nicht befehlen, daß angerichtet wird", sagte sie leise.

"Es ist schon geschehen, Alti."

Der Diener öffnete die breiten Flügelthüren, die zum Speisezimmer führten, und Eva bat zu Tisch.

"Na, dann wollen wir mal", sagte Kallwitz, seine mächtige Gestalt aufstehend. Er ging zu Tisch, als gelte es eine Schlacht. Ja, sehr fein ist der gute Kallwitz nicht, dachte Konni. Aber einer Gemeinheit hielt er ihn nicht für fähig. Ihm machte er den Eindruck eines Menschen, der den guten Ton nicht mehr ganz beherrschte. Er hatte sich in den langen Jahren seines Junggesellenlebens gehörig verwildern lassen. Vielleicht nahm er es auch mit dem, was er sagte, nicht mehr sehr genau. Er traute ihm schon zu, daß er, um Treu ein wenig lächerlich zu machen, die Geschichte von dem Schwiegervater, der verleugnet werden sollte und mußte, zum Besten geben würde.

Nach Tisch zogen sich die Damen auf kurze Zeit zurück. Den Kaffee wollte man später in dem Wohnzimmer der Hausfrau nehmen. Kallwitz befahl dem Diener, Kaffee bereit zu stellen.

Und sich zu Konni wendend, sagte er: "In Kaffee haben wir gestern etwas geleistet. Na, der arme Lie wird heute keinen schlechten Kater haben."

Er sah lächelnd vor sich hin. Nach einer Weile sagte er: "Das Leben ist zuweilen grotesk, finden Sie nicht, Herr v. Holldorf?"

Konni, der ahnte, daß mit dieser Bemerkung etwas Besonderes beabsichtigt war, schwieg und sah Kallwitz fragend an.

"Wertwürdig ist es doch", sagte Kallwitz dann, "daß Ihr Onkel Treu und ich trotz unserer beinahe zwanzigjährigen Nachbarschaft und unserer gemeinsamen Interessen, die uns verschiedene Male im Jahre zusammenbringen, es nicht einmal zu einem oberflächlich-freundschaftlichen Verkehr gebracht haben, während sein Schwiegervater meiner Frau und mir gestern versicherte, die tiefste Sympathie für uns zu empfinden."

Ich sehe es, Herr v. Holldorf, Sie wollen fragen: Nach den Kaffee? Aber das war nicht so. Wir hatten noch keinen Tropfen getrunken. Ne, ich sage Ihnen, der Lie ist ein rührender Kerl. Um nun auf meine Bemerkung, daß das Leben oft grotesk ist, zurückzukommen: da soll der hochachtbare und sehr respectable Lie vertriebt werden, daß nur niemand im Kreise von seiner Existenz etwas erfährt, und da muß ihn der Zufall gerade mit in die Arme treiben."

Konni war in stichtlicher Verlegenheit, aber sie überwindend, sagte er: "Ich glaube nicht, daß mein Onkel die Absicht hatte, seinen Schwiegervater zu verstoßen, dazu hätte er ja auch gar keinen Grund."

Kallwitz lachte auf. "Ne, allerdings nicht! Na, nichts für ungut, Herr v. Holldorf, ich bin ein Pöstermann. Ich weiß ja: Treu ist ein Mann von angeborener Neigung zur Unentschlossenheit." Konni mußte ihm im stillen recht geben.

"Sehen Sie, darauf schiebe ich auch, daß er seine Frau nicht in unseren Kreis eingeführt hat. Er kann sich aus irgendeinem Grunde nicht dazu entschließen."

Konni schüttelte den Kopf. "Es könnte nur der Grund sein, daß er das erste Jahr seiner Ehe in Zurückgezogenheit leben will."

"So wird's sein", sagte Kallwitz. "Aus dem Grunde hat er sich auch noch nicht entschließen können, seine Schwiegereltern einzuladen."

Konni's dunkle Augen sahen in eisiger Abwehr auf Kallwitz, der erschraf.

"Na, nun, Herr v. Holldorf, Sie glauben doch nicht

etwa, daß ich boshaft sein wollte? Das liegt mir gar nicht, das dürfen Sie mir glauben."

Eva trat ins Zimmer. "Wovon ist die Rede?" fragte sie und sah mit einem Lächeln von ihrem Mann auf Konni.

"Von Treu", gab Kallwitz zur Antwort.

"Ach jeh, Herr v. Holldorf, da nehmen Sie nur nicht jedes Wort, das mein Mann sagt, für bare Münze. Er macht's nämlich gerade so, wie wir es beide zuweilen gemacht haben: wir zogen über Ihren Herrn Onkel los, wenn uns seine Anordnungen mißfielen und gut waren wir ihm doch. Mein Mann rätioniert auch und meint es gar nicht böse. Er trägt es ihm nach, daß ich unter dem scharfen Regiment seiner Frau gelitten habe."

"Er hätte es mildern können", sagte ihr Mann.

"Ach, sprechen wir doch nicht mehr davon, ich hab's ja glücklich überstanden."

Konni war erstaunt, zu hören, daß Hebe hart gewesen sein sollte. Es war sonst nicht ihre Art. Er konnte sich das gar nicht vorstellen: die Baronin sollte das doch nur nicht glauben, sie sei ein so liebenswürdiger, feiner Mensch.

Eva lachte kurz auf.

"Das mag sein, gegen mich war sie es nicht. Mit Hebe hatte sie. Ich hab's gefühlt, vom ersten Moment an, als ich vor ihr stand."

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling.

Es rauscht im weiten Wald
Ein zaubertiefer Klang.
Die Quellen fließen bald
Mit neuem Lebensdrang.

Die Vögelin fliegen leicht
Die neuen Lieder schon.
Des Winters raube Nacht
Muß weichen von dem Thron.

Ein Weilchen warte noch, —
Dann braust der Vögelin Chor
Voll Freude himmelhoch
Und seltsam lauscht dein Ohr.

Frans Cingia.

Das Weib von Combarelles.

Von Des am Brühl.

So hieß es in dem Brief des Geheimrats R.:

"... Heute ist der letzte der Trauertage, an denen wir zum Gedenken Ihres im Dienste der Wissenschaft verstorbenen Freundes unsere Forschungsarbeit unterbrochen haben, und ich glaube, daß ich diesen Tag im Sinne des Verbliebenen benutze, wenn ich Ihnen einen ausführlichen Bericht über den unverständlichen Unglücksfall und seine merkwürdige Vorgeschichte gebe."

Die Höhle von Combarelles, die wir augenblicklich einer Durchsuchung nach Höhlenbildern von der Hand des Menschen unterziehen, liegt in der Nähe von Les Eyzies im Tal der Vézère und ist ein stark gewundenes, über zweihundert Meter langes, unterirdisches Bachbett. Schon vor Jahren wurden hier Profilzeichnungen von Urtieren gefunden und teilweise, trotz der vielen verwirrenden Linien, enträtselt. Einzelne Darstellungen sind naturgetreu und in aller Deutlichkeit zu erkennen: Büfens, Wildpferde, Renntiere, Mammuts, Antilopen, Höhlenbären und Höhlenlöwen.

Kürzlich nun entdeckten wir einen Seltenstollen, zu dem ein vollkommen versandeter Gang hinführte und der bisher allem Anschein nach nicht erschlossen worden war; der Zugang wurde freigelegt, und wir traten vorsichtig durch den niedrigen feuchten Stollen, und fanden dann in einer geräumigen Grotte, deren Wände ringsum mit guterhaltenen Bildern geschmückt waren. Der Höhlenboden barg nichts Besonderes und war bald durchsucht.

Am folgende Tage wurde die Lichtleitung so weit fertiggestellt, daß mit dem Kopieren der Wandzeichnungen begonnen werden konnte.

Dies war die Aufgabe Ihres Freundes, der als Maler und Photograph unserer Expedition angehörte.

Schon im Anfang aber wurde seine Tätigkeit von sonderbaren Ereignissen unterbrochen. Die photographischen Apparate, mit denen er die Zeugen der muralen Höhlenkunst aufnehmen wollte, versagten. Die angestrengten Bemühungen eines ganzen Tages waren umsonst. Nicht eine Spur der

Gravirungen zeigte sich auf den Platten. Es war, als habe ein eigenthümlich zähes Nebelgebilde zwischen Linse und greßfelsartiger Felswand gelegen, oder als sei durch einen räthselhaften chemischen Prozeß die lichtempfindliche Schicht der Platten zerstört worden.

Dann erlosch die Beleuchtung aus unbekannten Gründen. Die Störung konnte nicht behoben werden, weil man die Ursache nicht fand. Eine neue Leitung, die eiligst hergestellt wurde, blieb wenige Stunden in Betrieb, dann versagte sie ebenfalls. Niemand wußte die Vorkommnisse mit Sicherheit zu erklären.

Wir beschloßen, ein mehrfach kollieres Kabel von Perle-geur kommen zu lassen und unsere Arbeiten einstweilen zu unterbrechen. Aber unser Maler war anderer Ansicht. Er vertrat den Standpunkt, daß seine Arbeit weit erfolgreicher sein würde, wenn er überhaupt auf die grelle Beleuchtung verzichtete, und wir konnten ihm, wie er seine Meinung verfocht, nicht Unrecht geben.

„Wenn ich“, sagte der Maler, „die Bilder so wiedergeben soll, wie sie der schöpferische Urmenich sah, als er sie zeichnete, dann muß ich sie genau so sehen, wie der Höhlenbewohner sie für sein eigenes Auge sah. Das kann ich aber nur dadurch erreichen, daß ich mit kleinem, halbhell brennendem Licht arbeite und mich versuchsweise einen Tag lang an diese Belichtung gewöhne.“

Wir wußten dem Maler beizustimmen, beschafften einige alte, einfache Öllämpchen und brachten sie mit seinen Malgerätschaften in die neuentdeckte Grotte. Hier blieb Ihr Freund die Nacht über, während wir die dunkle, unheimliche Höhle von Combarelles verließen.

Ich verbrachte eine unruhige Nacht, erfüllt mit zusammenhanglosen Traumgeschichten und zerstückelten Ketten wirren Halbschlafs. Die Sonne lag noch hinter den Bergen und die grauquirlenden Nebel zwangen noch die Dämmerung, in den Tälern zu bleiben, als ich schon wieder auf dem Wege nach Combarelles war. Irgend etwas trieb mich auf und vorwärts, denn ich wußte nicht, ob es Neugier und Forscherdrang war oder eine unbegreifliche Angst um den einsamen Mann, der tief im Berg bei einer einzigen Flamme saß und versuchte, durch die Vermittlung seiner Kunst die Seele des Urvorfahren zu enthüllen.

Die dumpfe, böartige Stille der Höhle schlug mir entgegen, leuchtend ging und froh ich durch das alte Bachbett, das viel noch der Geheimnisse bergen mochte.

In der Grotte fand ich den Maler hinter seiner kleinen Staffelei sitzen; er wandte dem Eingang den Rücken zu und zeichnete eifrig. Ein eisiger Schreck krallte sich in mich, als ich ihn so sitzen sah, aber ich wußte nicht, weshalb ich erschrak. War es, weil er fortfuhr in seiner Arbeit, als habe er mich nicht gehört?

Ich sagte laut ein Wort der Begrüßung. Keine Antwort. Ich legte dem Unerwarteten die Hand auf die Schulter. — Er streifte sie ab mit einer widerlichen Bewegung wie ein ekelhaftes Insekt. — Und malte!

Nun aber, während schon das Grauen von der gewölbten Decke tropfte, schaute ich, was er zeichnete.

Eine Frau! — Eine Frau? Nirgendwo, in keiner der bisher entdeckten Höhlen, war ein menschliches Bildnis von einiger Naturtreue gefunden worden.

Ich hörte mein Herz schlagen, und es war mir, als halle ich gleichen Rhythmus das Gewölbe wider.

Ihr Freund aber malte das Weib von Combarelles!

Und während mein Blick die Linien überflog und die Farben, die sich gleichsam zwingend zu Form und Plastik drängten, spannte es sich wie ein hartes, eisernes Band um meine Stirn. Die Adern in mir wurden versteinert und weigerten dem rinnenden Blut den Weg: Das, was unser Maler dort schuf, konnte das Urweib nicht sein!

Alles sprach dagegen, Schädelkunde, Knochenkunde, Entwicklungslehre, alles, alles!

Das, was unser Maler dort schuf, war eine Eva göttlicher Malerei, ein Akt des Jan van Eyck vielleicht am Genter Altar, vielleicht noch eine der Drei Grazien des Rubens. Nie aber war es das Troglodytenweib von Combarelles.

Ich schaute gegen die Felswand, die der Maler zeitweise anstarrte, um wenigstens die Zeichnung zu erhellen, die ihn so verwirrt haben mußte. Ein länglicher, aufrecht stehender, ungefüger Steinblock ragte aus der Felswand hervor. Aber ich sah weder Form daran, die an eine Menschenfigurstellung gemahnte, noch Linien, noch Farben. Ich sah nur einen rohen, gänzlich unbearbeiteten Steinblock. Der Maler aber sah dort das Weib, das er malte.

Ich fragte, bat um eine Antwort, eine Erklärung. Nichts. Stumm, teilnahmslos für alles, was um ihn vorging, arbeitete der Unglückliche an seinem Bild. Ich versuchte, ihm die Staffelei fortzunehmen, auf der das Bild seines Wahnsinns ruhte, umsonst.

Er drängte mich zur Höhle hinaus.

Eine Stunde später erst kam ich mit meinen Leuten

zurück, entschlossen, Ihren Freund mit Gewalt aus der unheimlichen Grotte zu reißen, deren giftige Ausdünstungen ihm vielleicht den Verstand verwirrt hatten. Aber ich kam zu spät.

Auf dem feuchten Höhlenboden lag zertrümmert die Staffelei, zerissen in winzige Fetzen das Bild; der ungefüge Steinblock aber war umgekehrt worden von dem Rasenden, der das Urweib in ihm gesehen hatte: und hatte im Folgen Ihren Freund erschlagen!

Den Toten brachten wir an das Tageslicht. Und auch die Staffelei; sie zeigte keine Spur einer künstlichen Bearbeitung.

Die Grotte untersuchten wir genau. Wir fanden nichts, das uns das furchtbare Geschehnis hätte erklären können.

So wird das Geheimnis der „Maler-Grotte“ wohl immer ungelöst bleiben müssen.“

Herr Pietich an seinen Hund.

Von Peter Voigt.

Nu gornut, mei gudes Sundchen, de bist jetzt lange genug vor dr Hausdiere gewäsen. Mir wolln nu wieder hibisch nuff beis Brauchen gehn. — Dastest geheert, mei Schnudchen? Rufflaatschen wolln mir bei de Mama. — Awer Gibbsei, de bist doch heite gar gee braves Gärtschen! De mußt doch sicheene folgen, wenn dei Gärtschen teilt. — Gibbsei! Gomm här! De blamierst eene ja färmlich vorn Leiten mit deiner Widerborstigkeit. — Na los, ich sag' drisch noch ömal im Guden: mir gehn jetzt beis Brauchen, da gricht Gibbsei noch ä Zunderchen aus dr Biggse. — Nu, wo sauste denn nu wieder hin, dummes Luder? Hier wohn' mir doch! — Das heeßt, jetzt reist mir awer de Geduld, du Glabber! Ich laß mich doch nich von dir vergnaden! Is das dr Dank, daß mir dich uffgebäbbelt ham, he? So ä undankbares Vieh wie dich gibst doch in ganz Gonnemich nich zum zweeten Male. — Na warte, du räudches Biest, jetzt sieh' ich dir awer eens mit dr Beitsche iwer, daß de siehst, wär hier 's Gommendo hat! — Siste wohl, nu gommiste gegroden. Un daß mir das nich wieder bassiert, du Binsel! Beinahe hätte sich dei armes Gärtschen uffgereecht wähen dir.

Sprechende Schuhe.

Von Lotte Baumann.

Spät in der Nacht schreite ich durch den Hotelkorridor. Kein Geräusch außer dem dumpfen Widerhall meiner Schritte. Alles in tiefem Schlaf. Schlaff hängen die dunklen Portieren — schlaff hängen die Türklinen, abgenutzt von der allzu häufigen und achlosen Handhabung solcher armen Hoteltürklinen. Der Schlaf lehnt an den Wänden. Nur ab und zu dehnt sich eine Diele im Traum unter meinen Füßen. Und eine schläfrige Lampe giebt trübes schweißgelbes Licht in den Korridor. Es reicht nicht ganz bis in die hintere Ecke. Die Schuhe vor Zimmer Nr. 7 stehen im Finstern. Fein säuberlich nebeneinander. Bravo und korrekt. Strenge, ewig-jüngferliche hohe Schnürstiefel. Sie haben es sich für die Nacht nur ein-ganz, ganz klein wenig bequem gemacht: nur wenige Schnüre sind gelodert — doch fein in den Grenzen des Anstands. Wo die Schnürung nachgelassen ist, liegt präde die Lackschuh davor. Sie werden gesäubert werden — werden einen Tag strengen Dienst verrichten — und werden morgen abend in ganz gleicher Stellung wieder vor der Tür stehen.

Vor Nr. 8 sind schroff, mit undurchdringlicher Dredkruste überzogen, derbe weiberverachtende Touristenstiefel postiert. Sie sind so recht dazu angetan, im Kampf ums Dasein ihren Mann zu stehen. Sie marschieren hart auf ihr Ziel los, und alles Hinderliche stoßen sie zur Seite. Am Schönen gehen sie robust vorbei, und zarte Blüten zertrümmern sie achlos. Sie sind gewohnt, mit rauhem Griff angespott zu werden und aus beträchtlicher Höhe auf den Boden zu krachen.

Vor der Tür Nr. 9 langweilen sich alte, ausgetretene Ehestiefel. In häßlicher Gleichgültigkeit stehen sie voneinander abgewandt. Schiefgelaufene Absätze. Was brauchen sie sich noch füreinander schmutz zu machen! Gähnen sich aus den zu weiten Schrittlöffnungen an. Sehen sich kaum. Doch morgen werden sie gewohnheitsgemäß wieder den gleichen Trost aufnehmen.

Aber die entzückenden Silbergrauen Schuhchen mit Stadelabsätzen vor Nr. 10 streben sehnsüchtig nach den eleganten Herrenlackschuhen vor Nr. 11 hin, die schmachtend nach ihnen ausschauen. Süßer Traum — heißes Begehren — unter Tränen lächelnde Enttäuschung. Silbergraue Schuhchen können nicht zu hartenden Lackschuhen. ... Es waren zwei Königsfinder.



Wie machen Sie das?

Von Frauen, die zaubern können.

Von Rätke Brustat-Schneidermann.

Mit den Zauberinnen von heute sind die Menschen, namentlich Frauen, gemeint, denen alles gelingt, denen alle Leute zu willen sind, die immer Zeit, immer Geld haben, obgleich wir wissen, daß sie vielbeschäftigt sind und über nur knappe Einkünfte verfügen; die immer nett gekleidet sind und gepflegt aussehen, obgleich sie nicht viel Geld für ihre Garderobe ausgeben können und alle, auch die grobe, Arbeit selber tun müssen.

Wie fangen sie das nur an?

Nun, gewiß liegt diesen erstaunlichen Wirkungen in erster Linie die angenehme Ursache natürlicher Begabung zugrunde. Es gibt Frauen, die tatsächlich aus „Nichts“ etwas zu machen verstehen; unter deren geschickten Händen ein unscheinbarer Faden Stoff sich in ein hübsches Kleid oder Decken oder sonst einen Gebrauchsgegenstand verwandelt, die die aller-einfachsten Hüte zu höchst schicken „Modellen“ umgestalten, mit jedem Modeatelier in den Schneiderwettbewerb treten könnten und die aus Resten, mit denen andere nichts mehr anzufangen könnten, noch schmuckhafte Gerichte fabrizieren. Wenn diese Zauberinnen Blumen pflegen, so ziehen sie aus winzigen Stecklingen den schönsten Blumenkranz; wenn sie irgend welches Getier halten, so gedeiht es zusehends; ihre Kinder sind frisch, gepflegt und wohlernogen, und im Umgang werden diese Frauen mit den knurrigsten und schwierigsten Sonderlingen fertig. Unwillkürlich fragt man sie oft:

Wie machen Sie das?

Aber dann lächeln sie nur und sagen wohl: „Ja, ich habe eben Glück! Woher das kommt, weiß ich eigentlich selber nicht!“ Wenn wir uns aber diese besonders geschickten und anscheinend vom Glück begünstigten Frauen einmal genauer ansehen, so werden wir finden, daß sie wirklich neben der bereits erwähnten natürlichen Begabung auch noch über einige „Zaubermittel“ verfügen. Fast immer nämlich sind diese Frauen feinfühlig, pünktlich und freundlich, und in diesen drei Eigenschaften liegt das ganze Geheimnis.

Wer feinfühlig ist, d. h. sich nicht lange besinnelt vor dem Zugreifen, wird auch mit der schlimmsten Arbeit fertig. Wer pünktlich ist, ist auch ordnungsliebend und weiß seine Mittel und seine Arbeit einzuteilen. Und freundliche Menschen sind schon von Anfang an die Lieblinge ihrer Umgebung, denen jeder mal was zu Gefallen tut. Freundlichkeit ist das größte Zaubermittel. Ein Lächeln und ein Scherzwort schließen viele Türen auf; aber es darf keine berechnete und erzwungene Freundlichkeit sein, man muß fühlen, daß sie aus dem Herzen kommt.

Lehre also deine Tochter, feinfühlig und pünktlich zu sein — das ist die beste Aussteuer, die du ihr mitgeben kannst. Und lehre sie, in ihren Mitmenschen keine Maschinen zu sehen, sondern denkende Wesen mit ihrer Eigenart. Wenn die Menschen, sie seien uns nur im Leben über, unter- oder gleichgeordnet, merken, daß wir uns in ihre Denkungsart hineinversetzen und ihre Empfindungen und Ziele verstehen können, so gewinnen sie Zutrauen zu uns, und das Zutrauen erleichtert das Zusammenarbeiten.

Vor allen Dingen aber gewöhne deine Tochter, niemals ihrer Verstimmung oder gar üblen Laune nachzugeben und in Freundlichkeit zu befehlen wie zu bitten. Dies ist das Zaubermittel, sich den Erfolg dienstbar zu machen, aber: Es beruht auf Selbstbeherrschung und Gewohnheit, und ist durchaus keine — Zauberei!

Die Mutter im Krankenzimmer.

Vom Vorbeugen und Pflegen.

Man wünscht es keiner Mutter, daß sie Krankenpflegerin in ihrer eigenen Familie sein müsse. Am besten ist es für alle Beteiligten, wenn Krankheit ein unbekannter oder jedenfalls doch ungewohnter Begriff im Hause ist, wenn die Mutter sich über strahlende Augen und rote Backen bei ihrer kleinen Gesellschaft freuen kann. Aber ganz werden die Nöte und Sorgen der Krankheitsstage wohl keiner Mutter erspart bleiben, und es ist dann wichtig und auch ein gewisser Trost für sie, wenn sie weiß, wie sie sich in solchem Falle zu verhalten hat.

Merkt die Mutter aus allerlei Anzeichen, wie Appetitlosigkeit, Fieber, Unlust usw., daß sich eine Krankheit bei einem Kinde vorbereitet, so ist immer zunächst Bettruhe das Wichtigste. Oft schlafen sich Kinder wieder zurecht, falls es sich etwa nur um eine leichtere Verdauungsstörung, Erkältung oder dergl. handelt. Auch das Fieber, namentlich kleinere, leicht stark fiebern, ist an sich noch kein Grund zur Beunruhigung. Der kindliche Organismus reagiert heftig und schnell auf alle Störungen, und das Fieber ist seine natürliche Abwehrmaßnahme, die man auf keinen Fall durch Unterdrückungsversuche lahmlegen soll. Natürlich kontrolliert man das Fieber durch regelmäßige Messungen (etwa alle drei Stunden) und notiert die Ergebnisse für den Arzt.

Was niemals schadet, ist eine feuchte Badung, die den Schweissausbruch befördert; auch Sorge man vor allen Dingen für Darmentleerung (Ristinusöl in Kompott, Apfelsmus, Apfelsinensaft gereicht). Zur Nahrungsaufnahme soll man ein erkranktes Kind niemals zwingen. Selbst Säuglinge vertragen ein ein- bis mehrtägiges Fasten sehr gut, und es ist immer der beste Weg, um Magenstörungen zu beheben und eine Belastung der Verdauungsorgane zu vermeiden. Man gibt Frucht- oder Zitronensaft mit abgekochtem Wasser, bei Durchfall nichts als Fenchel oder schwarzen Tee, ungesüßt oder mit Süßholz gesüßt, evtl. zur Beruhigung des Darmes in Wasser gekochten ungesalzenen, durchgerührten Haier-schleim. Man küßt fleißig im Schlafzimmer, hütet das Kind vor greller Beleuchtung und sorgt für Ruhe.

Weiter kann und braucht die Mutter für den Anfang nichts zu tun. Bessern sich die Krankheitsercheinungen innerhalb 24 Stunden nicht, steigt das Fieber oder stellen sich Schmerzen ein, dann säume man nicht, den Arzt zu rufen und befolge vor allen Dingen seine Anordnungen. Bei den sogenannten Kinderkrankheiten, wie Masern, Röteln, Scharlach usw. ist es sehr wichtig, daß man die Kinder auch nach dem Abklingen der eigentlichen Krankheit noch im Bette hält, um Nachkrankheiten zu vermeiden. Das ist zwar eine Geduldsprobe für beide Teile, aber einsichtige Mütter werden sich dieser Geduldsprobe zum Besten ihrer Lieblinge doch gerne unterziehen, und erfinderische Mutterliebe wird mit allerlei Spiel und Beschäftigung die Genesungszeit zu kürzen versuchen.

Vom Alltag der Ehe.

Aphorismen von Ilse Franke.

Der Hauptfehler der meisten Eheleute ist, daß sie von ihrem Ehepartner zu viel, von sich selbst zu wenig verlangen.

Temperament in der Ehe ist verzeihlich und erträglich; verdeckte Nechthaberei, die nie das erste Wort zur Versöhnung findet, ist nicht zu entschuldigende Sünde wider den heiligen Geist der Ehe.

Auf das Gleichgewicht der Kräfte kommt es in der Ehe mehr als in jedem anderen menschlichen Verhältnis an. Übergroße Demut und Nachgiebigkeit züchtet unerträgliche Egoisten und wird endlich zur Schuld. Mißbrauchte Gewalt erzeugt List und Verschlagenheit und fordert das heimliche Gespött der Außenstehenden heraus.

Die Möglichkeit zum Glück in der Ehe ist nicht zuletzt eine Erziehungsfrage. Schlecht erzogene Menschen machen auch bei großer Liebe sich und ihre Gefährten unglücklich.

Wo nicht eine aus tiefsten Quellen täglich neu geschöpfte seelische Liebe, klar bewußt und gewollt und immer neu erungen, eine Ehe regiert, da liegt die natürliche Liebe, die Männlein und Weiblein zusammenzieht, recht bald aus dem Fenster, und der schmerzlichste Haß (der umgebogene Liebe ist) steckt sein Knochengesicht immer häufiger hinein.

Eine Ehe, die um den härtesten Prüfstein, die graue Klippe des Alltags, unerschrocken herum kommt, hat ihren inneren Wert bewiesen.

So weit ein Mensch entwicklungsfähig ist, so weit entwickelt er sich in einer harmonischen Ehe. Freilich gibt es andererseits keine schwerere Hemmung, keine größere Gefahr für den Charakter, als eine verfehlte Ehe.